„Gemach, verehrte Frau! Die Ausstellungen sind mir nicht unbekannt, die Sie und leider auch manche Aerzte gegen den Kindergarten zu machen haben, und ich versichere Sie: wenn der Vorwurf der Unnatur, der Peinigung der Kinder mit Gedächtnisstoff berechtigt wäre, ich würde mich sofort entschließen, meine Kinder, solange mich meine Arbeit in Anspruch nimmt, anderwärts unterzubringen, so schwer es mir auch fallen würde. Aber ich fürchte, daß weder Sie selbst, noch Ihr Hausarzt je einen Kindergarten aus eigener Anschauung kennen gelernt haben. Sie verwechseln ihn, so scheint mir, mit den Kinderbewahranstalten und ähnlichen Einrichtungen, die durch religiöse Vereinigungen da und dort in bester Absicht ins Leben gerufen worden sind; bei einem Besuch meiner Schwester an der Schweizer Grenze habe ich die Weihnachtsfeier einer solchen Anstalt besucht. Da treffen denn alle Klagen der Aerzte völlig zu: die Kinder werden wirklich angelernt, biblische Geschichten, Gebete, Gesangbuchsverse, die weit über ihr Verständnis gehen, auswendig aufzusagen: ein ödes Lippen- und Scheinwerk, daß die Kinder an Geist und Seele verderben muß; zum Glück scheint es seinem Aussterben entgegenzugehen. Im Kindergarten hat es nie geherrscht, und wo es etwa vorkommt, da ist es kein richtiger Kindergarten, wie ihn Fröbel wollte, und wie ihn seine Jünger und Nachfolgerinnen ausgebaut haben. Die richtige Kindergärtnerin, die für ihren Beruf ausgebildet ist, *spielt* mit den Kindern; aber dem Spiel liegt ein vernünftiger Gedanke, ein wohlerwogener Plan zu Grunde: während die Kleinen ganz nur ihren Neigungen zu folgen glauben, entwickeln sich unbewußt ihre körperlichen und geistigen Kräfte: ihre kleinen Finger beschäftigen und üben sich, aber nicht minder ihre Augen und Ohren, der ganze kleine Mensch erweitert seine Geschicklichkeiten; er eignet sich eine wachsende Kenntnis und Beherrschung seiner Umwelt an — und dabei schwimmt er in Freude und Glück; denn er eilt, anscheinend nur von einer Kinderlaune geleitet, von einer Entdeckung, von einem Erfolg seiner Tätigkeit zum anderen. Was haben sie nicht zu erzählen, wenn sie mit roten Backen und strahlenden Augen heimkommen."

So ungefähr dürfte sich manche Unterhaltung einer Mutter aus den wohlhabenden Ständen etwa mit einer Handwerkerfrau abspielen, wenn überhaupt die „Gnädige" in ihrer Mädchenzeit gelernt hat, sich mit Leuten aus dem „Volke" zu unterhalten und von ihnen zu lernen.

Wir Deutsche sind — fast hätte ich gesagt: leider! — ein geistig so reiches Volk, daß wir auf gegenseitige Belehrung — verzichten können. So bleiben denn auch die herrlichsten Gelegenheiten, unseren Kindern eine lebendige, wonnige Entwicklung zu verschaffen, bleiben die fruchtbarsten Gedanken unserer tiefsten und menschenfreundlichsten Denker unausgenützt. Wer weiß denn unter unseren Gebildeten etwas Genaueres von Fröbel und seinen Bestrebungen? Die Geduldspiele allenfalls sind da und dort beliebt, weil sie das Kind *beschäftigen*; aber ihre *erzieherische Bedeutung*, ihr Aufbau, ihre zweckmäßige Reihenfolge kommt kaum in Betracht. Die fremden Völker wuchern mit deutschen Gedanken: im englischen Sprachgebiet bestehen weit mehr Kindergärten (unter diesem deutschen Namen) als in Deutschland. Wir sind ja das eigentliche Erziehervolk, so bilden wir uns ein; in Wirklichkeit haben uns die Engländer in der körperlichen Ausbildung der Jugend, Engländer und Amerikaner in der vorurteilsloseren Zweckdienlichkeit der Erziehungseinrichtungen überholt. *Mehr als ein Drittel unserer männlichen Jugend ist nicht mehr heerdiensttauglich, in die untersten Klassen unserer Volksschulen in der Großstadt tritt kaum mehr ein ganz gesundes Kind ein.* Trotz unserer pädagogischen Klassiker, trotz unseres trefflichen und gewissenhaften Lehrerstandes ist unsere Jugend im Begriff, zu entarten! Welch eine trübe Aussicht für die Weltkämpfe, denen uns die Geschicke entgegenführen!

Wahrlich, es wird Zeit, umzukehren, unser dünkelvolles Beharren beim Hergebrachten aufzugeben und uns wieder um die Kernfrage der Erziehung und damit auf die Sorge um die Zukunft unseres Volkes zu besinnen.

Was will denn Fröbel?

Er will das Kind, und nicht nur das Kind des arbeitenden Mannes, in den entscheidenden Jahren seiner Entwicklung in geschickte, sorglich vorbereitete Hände geben, damit es seiner sprossenden Kraft in ungebundenem und doch vernünftig geregeltem Treiben, im Zusammenleben mit Altersgenossen sich erfreue und seine Anlagen in freier Betätigung bei gemeinsamen Kinderarbeiten, d. h. im *Spiel* entwickle. Im Kindergarten sitzen die Kinder nicht länger still, als sie es zuhause auch tun — oder tun würden, wenn ihnen törichter Erziehungseifer oder die liebe Eitelkeit der Eltern ihren Frieden ließen. Fröhliches Plaudern und Hantieren, Fragen und Suchen, Schauen und Schaffen mit Falten und Bilden, mit Zeichnen und Modellieren füllt die Stunden und die Herzen der Kinder. Der Erziehungsplan aber, der sich unbemerkt durch das Ganze zieht, ist nicht bestimmt und beeinflußt durch eine Inspektion, ein Lehrziel: er paßt sich lediglich der Natur und dem Lebensalter der Kinder, der Neigung und Begabung des einzelnen Kindes an. Darum gibt es hier keine Langweile und kein Müdewerden, außer wenn der kleine Körper seine natürliche Ausruhe heischt, zu der die Gelegenheit auch bereit steht.

So will's Fröbel. „Das Kind, der Knabe, der Mensch überhaupt", sagt er in seinem köstlichen Werk „*Die Menschenerziehung*" (1826), „soll kein anderes Streben haben, als *auf jeder Stufe ganz das zu sein, was diese Stufe fordert*; dann wird jede folgende Stufe wie ein neuer Schoß aus einer gesunden Knospe hervorschießen." Und so soll der Mensch allmählich seiner Vollendung entgegenreifen.

Gewiß sollte die *Mutter* diese Erziehung durchführen; Heinrich Pestalozzi, Friedrich Fröbels großer Lehrmeister, wollte gerade die Mütter heranbilden zur Uebernahme dieser schönsten und schwersten Aufgabe des Menschenlebens. Leider steht die Verwirklichung dieses edlen und großen Gedankens noch in weiter Ferne. Nicht nur die Frau aus dem Volke, die dem Broterwerb nachgehen muß, auch die bürgerliche Hausfrau vermag es heute so wenig, als in den Tagen, wo Martin Luther die Errichtung der Schulen verlangte, die den Eltern ihre Obliegenheiten abnehmen sollten. Gewiß gibt es manche Frau, im Arbeiterstand vielleicht ebenso häufig als in den Kreisen der „Gesellschaft" (wo man für solche Dinge gern ein „Fräulein" anstellt), die ihre Kinder treu und geschickt zu führen und zu beschäftigen weiß. Die große Mehrzahl jedoch ist dazu noch nicht erzogen, und selbst der gute, opferfreudige Wille verdirbt manchmal mehr, als er gutmacht.

Aber getrost, der Sieg des Kindergartens rückt immer näher. Fröbel wird nicht nur das vorschulpflichtige Alter, er wird auch die Volksschule erobern, und dann auch die höhere Schule. Die *Lernschule* wird bald der *Arbeitsschule* weichen, in der die Kinder nicht mehr durch Nachsprechen und Auswendiglernen, sondern durch Gebrauch ihrer Glieder, durch Erleben und Erfahren sich für das Leben rüsten werden.

Schon fängt manche junge Lehrerin, auch mancher Lehrer, vielleicht hinter dem Rücken des Vorgesetzten, mit Fröbelschen Beschäftigungen an; Lesen und Schreiben kommen immer noch früh genug an die Reihe.

Je mehr diese Bewegung fortschreitet, je tiefer sie in die Volks- und in die höhere Schule eindringt, desto sicherer dürfen wir auf gesunde und natürliche Kinder, auf tüchtige, kernhafte Jünglinge und Jungfrauen rechnen, desto zuversichtlicher dürfen wir den kommenden Tagen mit ihren Nöten und Gefahren entgegensehen. *Diese Zukunft unseres Volkes und der Menschheit muß und wird unter dem Zeichen Fröbels stehen* und sie wird das Werk aller derer sein, die den großen reinen Mann erkannt und sich seinem Dienst, zunächst im Kindergarten, in treuer Hingebung gewidmet haben!

Lustige Ecke.

* *Widerstandsfähig.* Heiratsvermittler: Diese Dame kann ich Ihnen sehr empfehlen, allerdings, das muß ich gleich sagen, mit der Kochkunst hapert es — — — — Heiratskandidat: O, das tut nichts. Ich bin Schwertschlucker und Feuerfresser.

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 5:
„St. Gotthard" (Rhein, Rhone, Reuß, Tessin).

Richtige Lösungen gingen ein: 38. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug: 117. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus *Halle* von: Max Politz, Frau Dr. Kleemann, Karl Schröder, Helene Henschkel, Johannes Albrecht, Albin Keil, Frz. Becke, Else Jurth, L. Woop, C. Herm, P. Vogler, Lenchen Himburg, Frau Mimi Wipplinger, Frau Wipplinger, Frau Hennig, Karl Schütze, Gretchen Franke, Gertrud Böge, Emil Stumpf, Henry Jodeleit, A. Müller, Gottfried Sack, Georg Pudor, Rosa Schmidt, Lina Läßig, Fritz Dietz, Lucie Niedermann, Elly Kluge, R. Küpp, Elisabeth Landmann, Geschwister Benjamin, Wolfgang Heinrich;

von *auswärts*: Oskar Diettrich, Wernigerode, Frau Emma Sträy, Bitterfeld, Johanna Benndorf, Ammendorf, M. Zenker, Merseburg, Wilhelm Worg, Schwoitsch, Frau Anna Laue, Jeßnitz.

Prämie: „Halloria",
Saale-Roman von Dr. A. Funke, eleg. geb.
entfiel auf **L. Woop**, hier.

Rätsel.

Ich bin ein kleines Wort,
Doch oftmals inhaltsschwer;
Zwei, die sich lieben, drückts
Mitunter gar zu sehr.
Häng nun ein Zeichen an,
So werde ich zum Ort,
Auf weiter Reise läuft
Das Schiff in meinen Port.
Setz noch ein Zeichen vor:
Im großen Deutschen Reich
Als Land voll Wein und Wald
Find'st Du mich dann sogleich.

Prämie: „Marie Wernau",
Erzählung von Clara Cron, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Kutschbach. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 6 Halle a. S., den 5. Februar 1911

Das offene Tor.

Skizze von **Betty Rittweger**

(Nachdruck verboten.)

Sie hatten sich müde getanzt, die beiden Menschen, die — er als italienischer Nobile aus der Renaissancezeit, sie im klassischen griechischen Kostüm — entzückend zusammen aussahen. Nun saßen sie in der Nische, halbverdeckt und fast allein in der Menge. Und sahen sich tief in die Augen.

Was für ein herrlicher Karneval das gewesen war! Und heute zum Schluß dieses letzte, schönste Fest, dem die Stille der Fastenzeit folgen sollte. Denn man lebte in einer Stadt mit vorwiegend katholischer Bevölkerung. Diese Sitte war dem aus Norddeutschland stammenden Offizier fremd, und auch die Gattin des Geschichts-Professors, der erst seit dem Sommersemester an der süddeutschen Universität lehrte, hatte bisher nicht anders gewußt, als daß „die Saison" bis gegen Ostern ausgedehnt wurde. Die junge Frau hatte denn auch in vollen Zügen die Karnevalsfreuden genossen — doppelt genossen, weil sie „ihn" immer wieder in den hellerleuchteten Sälen traf, bei rauschender Musik, bei heiteren Aufführungen, bei Tanz und Spiel. Sie hatten zusammen lebende Bilder gestellt und getanzt und gelacht. So ernst wie jetzt waren sie nie gewesen, nicht ein einziges Mal.

Die bildschöne Frau hatte nun sogar Tränen in den Augen, und ihre Stimme zitterte, als sie, nachdem Herr von Below lange und eindringlich auf sie eingesprochen hatte, leise erwiderte: „O, Herr von Below — es ist so schwer, so furchtbar schwer! Er war immer gut zu mir, und ich hab' ihn lieb gehabt, hab' ihn noch lieb —"

„Wie eine Tochter den Vater vielleicht, ja, das kann ich mir denken. Aber nicht, wie das Weib den Mann, Freda! Sieh mir ins Auge und habe den Mut, mir zu sagen, Du liebst mich nicht, Du sehntest Dich nicht nach der Vereinigung mit mir."

Der stolze Nobile neigte sein Antlitz näher zu der schönen, schlanken Griechin, und die senkte verwirrt den Blick, und hohe Röte färbte ihre Wangen, so daß sie im Schmuck des vollen Rosenkranzes wie ein ganz junges Mädchen aussah.

Sie zögerte eine Weile, dann schaute sie auf und flüsterte: „Ja, ich liebe Dich — ich liebe Dich über alles. Aber er —"

„Er muß Dich freigeben, Freda; und er wird es tun, wie ich ihn beurteile. Er wird einsehen, daß Jugend zu Jugend gehört, und daß es eine Sünde war, Dich an sich zu fesseln."

„Nein, nein, Harald —" Zum ersten Male drängte sich des Geliebten Name über der jungen Frau Lippen. „So darfst Du nicht reden. Ich war ganz verlassen, damals nach Vaters Tod, und er, der dem Vater sehr nahe gestanden hatte, der mich hatte aufwachsen sehen, bot mir eine Heimat. Und ich fühlte mich so geborgen in dieser Heimat, es waren so gute, friedliche Jahre, die wir zusammen verlebten."

„Heimat, friedlich, geborgen! Was sind das für armselige Worte! Ich will Dir andere sagen: Liebe, Leidenschaft, Glück, Genuß! Was weißt Du davon, mein armes Kind? Das will ich Dir geben — o, Freda! Du sagst ihm alles, und dann gehst Du zu meiner Schwester nach Bremen und kehrst nicht zu Deinem Gatten zurück. Ich lasse mich dann versetzen — Du weißt, mein Onkel, der General, hat großen Einfluß, und ich bin sein besonderer Liebling. Ich habe genug Vermögen, um nicht nach dem leidigen Mammon bei einer Heirat fragen zu müssen. Kinder habt Ihr nicht. Sie dürften ja auch kein Hindernis sein, wenn es sich um das Lebensglück zweier Menschen handelt; aber so ist's doch besser."

„Ja, so ist's besser", murmelte die junge Frau, die jetzt sehr blaß war.

„Also alles klar, Du Liebe, Teure! O, ich danke Dir, danke Dir tausendmal! Morgen nehm' ich Urlaub, und übermorgen fahr' ich zu meiner Schwester, um ihr alles zu sagen, und Dich anzumelden. Ihr werdet Euch trefflich verstehen. Und Du sprichst mit Deinem Mann — er kommt ja morgen wieder — und Du schreibst mir gleich ein paar Zeilen."

„Ja, Harald, ich spreche mit meinem Mann. Das muß ich ja doch selbst tun, nicht wahr? Um halb fünf kommt er von seiner Reise zurück, wie er mir sagte."

„Unbegreiflich, dieser Mann! Läßt seine schöne, junge Frau allein Karneval feiern! Wirklich, Freda, so ein Mann verdient's nicht besser. Er weiß ja gar nicht zu schätzen, was —"

„Nichts gegen ihn, Harald, ich bitte Dich! Er fühlt den Altersunterschied zwischen uns so sehr und er glaubt, meiner Jugend Rechnung tragen zu müssen. Und ich — o, ich bin schlecht, ganz schlecht! Ich hab's geduldet, daß er sich zur Teilnahme an diesen Festen zwang, die ihm so sehr zuwider sind. Ich wollte einen Schutz haben an seiner Gegenwart, ich fürchtete mich vor mir selbst, seit — ich Dich kenne, Harald. Ich bin nie ohne ihn — nur diesmal — o Harald, Harald — diesmal, ich mußte dieses letzte Mal — ich liebe Dich, Harald, ich liebe Dich!"

Der Offizier faßte Fredas schlanke Hände und führte sie an die Lippen, ihre Gestalt dabei mit heißen Blicken umfassend. Dann rief er: „Nun aber weg mit den Tränen, Freda! Laß uns noch einmal tanzen — hör' nur den lockenden Walzer, Du liebste, schönste Frau! Wir haben schon zu lange allein hier gesessen. Ich will nicht, daß sich die Klatschmäuler mit uns beschäftigen. Niemand soll wagen, Deine Ehre anzugreifen. Aber diese Aussprache mußte sein, ich hätt's nicht länger ertragen. Und mit dem heutigen Tage hört ja vorläufig jede Möglichkeit auf, uns zu sprechen. Nun bin ich ganz ruhig. Und sehr, sehr glücklich. Sag' nur, daß auch Du es bist."

Mit vertrauendem Blick schaute die junge Frau zu ihm auf und sagte: „Ich hoff's zu werden. Du mußt mir Zeit lassen, Harald."

Einige Minuten später walzte das schöne Paar durch den Saal. Dann verließ die Professorin das Fest in Begleitung eines älteren Ehepaares, unter dessen Schutz sie gekommen war.

*

Freda Prätorius erwartete ihren Gatten. Sie war ruhig und gefaßt. Vielleicht aus Müdigkeit. Die Aufregungen der Kanevalszeit, die letzte durchtanzte Nacht, die Entscheidung lagen ihr im Körper. Und der Gedanke, daß in einer Stunde alles geordnet sein würde, was sie seit Wochen unglücklich gemacht und zugleich beseligt hatte, tat ihr wohl. Sie hatte sich genau zurechtgelegt, was und wie sie's ihm sagen wollte, dem gütigen, stillen Mann, den sie achtete und den sie lieb hatte, wie — nun ja, Harald hatte recht — fast wie eine Tochter den Vater. Und doch anders. Es hatte eine Zeit gegeben, da sie keine Ruhe hatte, wenn sie ihn in seinem Arbeitszimmer wußte, da sie sich nach seiner Nähe sehnte. Diese Zeit war vorbei. Die Geselligkeit, die Triumphe, die sie ihr brachte, hatten ihr den stillen Frieden, das ruhige Glück genommen.

Professor Prätorius, der geistvolle Gelehrte, war in vielen Dingen wie ein harmloses Kind. Und er war so kurzsichtig, hatte wohl gar nicht recht gesehen, wie gefeiert und begehrt seine junge Frau war, wie ihre Augen leuchteten, wenn sie sich im Tanze bewegte. Aber wenn er's gesehen hätte, seine eigene, reine Gesinnung hätte keinem Verdacht Raum gegeben. Er hatte ja auch niemals Grund gehabt, an Fredas Treue zu zweifeln — sie ließ sich einfach von den Wogen tragen und freute sich ihrer Schönheit, ihrer Jugend in durchaus erlaubten Grenzen. Bis sie Harald von Below kennen lernte — bis sie ihn liebte.

Frau Freda saß ganz still im Erker und spähte auf die graue Straße, die mit den Konfettiresten auf dem nassen Pflaster ein rechtes Aschermittwochsbild bot. Die Droschke mußte jeden Augenblick da sein.

Richtig, dort kam sie um die Ecke und nun hielt sie am Vorgarten, und nun fing das Herz der jungen Frau doch heftig an zu klopfen, und ein Angstgefühl nahm ihr den Atem. Der Professor sah nicht ans Fenster, wie er's sonst trotz seiner Kurzsichtigkeit immer zu tun pflegte. Er lohnte den Kutscher ab und ging, die kleine Reisetasche in der Hand, langsam ins Haus.

Wie müde und blaß er ausgesehen hatte! Aber daß sein Blick

sie nicht am Fenster gesucht hatte, das war ihr fast tröstlich. Sie war ihm eben doch nicht unentbehrlich. Seine Gedanken weilten wohl noch ganz bei den beruflichen Angelegenheiten, die ihn zu der Reise veranlaßt hatten. Sicher, ihr Scheiden würde keine unausfüllbare Lücke in seinem Dasein hinterlassen. Lena, die Wirtschafterin, die schon in seiner Junggesellenzeit für ihn gesorgt hatte, würde dies auch ferner tun. Und er hatte seine Bücher, seine Studenten, an denen er mit voller Seele hing.

Freda hörte, wie er erst in sein Zimmer ging. Sie sprang auf und reckte die Arme hoch empor und breitete sie aus, als wollte sie etwas umfangen. Haralds geliebte, glänzende Erscheinung stand so greifbar deutlich vor ihr. Lachendes, lockendes Glück schien ihr in dieser Gestalt verkörpert. Noch eine peinliche Stunde, dann war sie frei — dann war das Tor geöffnet, durch das sie hinaustreten durfte, um an Haralds Seite durchs Leben zu wandern.

Schritte erklangen im Flur, und rasch eilte sie zur Tür und stand ihrem Gatten gegenüber. Er begrüßte sie herzlich, fragte nach ihrem Ergehen und nahm dann, sichtlich erschöpft, am Teetisch Platz.

Freda wollte das elektrische Licht anbrehen, doch er wehrte ab: „Laß, Kind, die Dämmerung ist mir ganz lieb." Dann schwieg er wieder.

„Hast Du Deine Geschäfte zur Zufriedenheit geordnet, Rudolf?" fragte Freda nach einer Weile, um das peinliche Schweigen zu unterbrechen. Ihr Gatte erschien ihr so eigentümlich. Sollte er schon eine Ahnung — aber nein, das war ja ganz unmöglich!

„Ich hatte keine eigentlichen Geschäfte, Kind", erwiderte er, „ich war, Du mußt's ja nun doch erfahren — ich war bei Professor Hartung. Du weißt ja, dem Augenarzt, meinem Jugendfreund. Ich fühlte schon seit einiger Zeit, daß es mit meinen Augen immer schlechter wurde. Vor einigen Tagen hatte ich während des Kollegs einen ganz eigentümlichen Zufall. Ich wollte Dich damit nicht beunruhigen, liebes Kind, wollte erst Gewißheit haben. Nun habe ich sie mir geholt."

„Es hat nichts zu sagen, Rudolf, nicht wahr?" Freda wurde totenblaß, und ihre Stimme zitterte.

„Doch, Freda. Es ist sehr schlecht. Es ist nichts zu hoffen. Ich werde in wenigen Monaten blind sein."

„Blind — Rudolf — blind? O Gott, das ist ja furchtbar! Sag, daß es nicht wahr ist, daß ich träume! Es kann nicht, es soll nicht Wahrheit —"

„Es ist Wahrheit, Liebe. Wir müssen uns damit abfinden, so hart es auch ist. Sieh, Kind, ich hab' den schwersten Kampf schon hinter mir. In den ersten Stunden, ja, da glaub' ich, nicht weiter leben zu können. Ich stand auf der Rheinbrücke gestern abend, und es schien mir lockend, durch einen Sprung ins Dunkle dem Dunkel zu entfliehen, dem ich entgegengehe. Da dacht' ich an Dich, an Deine hellen, schönen, gesunden Augen, und ich bestand die Versuchung. Daß ich nicht allein bin, das gab mir Kraft. Du würdest mir beistehen, das Schwere zu tragen, so hofft' ich; ich würde mit Deinen Augen sehen. Nicht, daß ich verlangen wollte, daß Du mit all' Deiner Jugend nun nichts weiter sein solltest als die Pflegerin eines blinden Mannes. Nein, nein, so meint' ich's nicht! Aber Du würdest doch da sein, ich könnte Dich fühlen, wenn ich Dich nicht mehr sehen könnte; ich würde Deine Stimme hören — diese Gedanken gaben mir den Mut zu leben."

„Rudolf, mein armer, lieber Rudolf — ich hab' ja gar nicht gewußt, daß ich Dir —"

„Daß Du mir so viel bist, Kind? Sieh, ich kann nicht große Worte über meine Gefühle machen. Aber daß Du das Höchste, Beste in meinem Dasein bist, das — ja, ich habe angenommen, das wüßtest Du, ohne daß ich Dir's ausdrücklich sage. Aber ich rede nur von mir, Kind. Und hab' doch noch anderes zu sagen. Ich schicke voraus, daß ich nicht mehr daran denke, mein Leben freiwillig zu beenden, wegen Deine Entscheidung fallen, wie sie will. Es liegt eine lange Nacht zwischen gestern und heute, und sie hat mich ruhig gemacht. Fühlst Du Dich nicht fähig, Dein Leben an der Seite eines blinden Mannes weiterzuleben, dann geh' ich Dich frei. Ohne Vorwurf. Du mußt Dir das ruhig überlegen und nicht an mich denken. Wir haben ja keine Kinder, das würde eine Trennung erleichtern. Ich darf nicht vergessen, daß Du die Frau des so viel älteren Mannes geworden bist, ohne die ganze Tragweite dieses Schrittes ermessen zu können."

„Rudolf, Du glaubst doch nicht, daß ich jetzt von Dir gehen —"

„Wir wollen heute nicht mehr darüber sprechen, Liebe. Nicht in der ersten Aufwallung sollst Du Dich entscheiden. Ich kann mir vorstellen, daß der Gedanke an Trennung Dir fremd ist. Es kommt Dir alles so plötzlich, so überraschend. Geh' mit Dir zu Rat, heute, morgen, so lange Du willst — nur —"

„Ich brauche keine Bedenkzeit, Rudolf." Freda nahm beide Hände ihres Gatten fest in die ihren und sagte mit klarer Stimme: „Ich bleibe bei Dir, Rudolf, bis der Tod uns scheidet, wie ich's vor dem Altar gelobt habe."

Da sand der Professor keine Einrede mehr. Er hob die Hände seiner Gattin an seine Lippen und trat mit ihr ans Fenster. Klatschend schlug der Regen gegen die Scheiben, und dichter Nebel ließ die erleuchteten Fenster der Häuser gegenüber nur wie matte Lichtpunkte erscheinen.

Der Professor sagte leise: „Siehst Du den Schein da drüben, Freda, wie er den Nebel durchdringt? Laß es ein Symbol für uns beide sein. Deine Liebe soll mir leuchten in der Nacht, die mich nun bald umgeben wird; und Dir möge das Gefühl, einem Menschen alles zu sein, den Weg an meiner Seite erhellen."

Freda lehnte ihren Kopf fest an die Schulter des Mannes, den sie hatte verlassen wollen, und atmete tief auf. Nun war das offene Tor, durch das sie hatte hinausschreiten wollen, in ein Leben voll Glück und Glanz geschlossen. Welch eine Welt lag zwischen gestern und heute! Aber dankbar empfand die junge Frau, daß das Schicksal, in so grausamer Gewalt es auch erschien, eine Last von ihr genommen hatte, die sie nicht hätte tragen können.

„Was schreibst Du?" fragte der Professor eine Stunde später seine Gattin, und sie erwiderte: „Eine Ablage. Es ist wegen einer gestern getroffenen Verabredung. Ich muß meine Zusage zurückziehen, da ich Dich jetzt nicht allein lassen kann und will."

Was sich hinter diesen scheinbar harmlosen Worten verbarg, hat der Professor niemals erfahren.

Herr von Below schrieb nach Empfang der Zeilen an seinen Onkel und bat ihn um sofortige Versetzung, die für ihn „aus persönlichen Gründen" notwendig sei.

Der Lebenswurm.

Von Rudolf Greinz.

Der Polten Ander ist gestern vom Heubad wieder heimgekommen. Es ist früh am Morgen, und der wohlhabende Bauer sitzt auf der Bank vor seinem Haus und dengelt an seiner Sense. „Muaß do wieder amal selm zur Arbat schan'n!" murmelt er ingrimmig vor sich hin und „puchelt" qualmende Wolken aus seiner kurzen Reggelpfeife.

Volle drei Wochen hat es der Ander im Bad ausgehalten, ohne eine wesentliche Besserung zu verspüren. Die Heubäder sind in Tirol sehr verbreitet und werden von der ländlichen Bevölkerung fleißig benützt. Da gibt's freilich keine Promenade mit Kurmusik, dafür aber auch keine Kurtiesser. Das Kurhaus selbst repräsentiert irgend eine Almhütte hoch droben im Gebirge, wo sich der kranke Bauer für eine Zeit einmietet. Dort kriecht er alle Tage einige Stunden ins warme Heu, um „Gicht und Wildnis" aus seinem Körper gehörig auszudünsten.

Der Ander klopfte seinen Reggel am Dengelstein aus, nahm die Sense und wollte sich eben zu den Knechten auf das Feld begeben. Da schien ihm ein plötzlicher Gedanke in den Kopf geschossen zu sein; er trug die Sense in den Hausflur zurück, hängte sie dort an einen hölzernen Nagel und ging in seine Kammer. Dort zog er den Stallsanger aus und die Somtagsstoppen an. Langsam schlug er den Weg gegen den Waldesrand ein, oft stehen bleibend und sich die hellen Schweißtropfen vom Gesicht wischend. Bald hätte er vergessen, daß ihn für diese Stunde des Morgens der Grünhäusler zu sich bestellt hatte.

Der Grünhäusler genoß in der ganzen Gegend als Viehdoktor einen gewaltigen Ruf und hatte auch schon viele Leute wieder auf die Füße gebracht. „Wenn er si mit'm Vieh so gut auskennt," meinten die Bauern, „muaß er wohl für d' Leut' auch Mittel wissen. Es is alles ein Ding!"

Kaum war der Polten Ander wenige Schritte außer das Dorf gekommen, begegnete ihm der Nagl vom Armenhaus, ein alter Kerl mit schielenden Augen, einem Buckel und krummen Füßen. Man „tratzte" [1]) ihn immer, daß er mit dem einen Fuß Kühgras machen und mit dem anderen dasselbe zusammenrechen könne. Der Nagl stellte sich breit vor dem Bauern auf und meinte mit seiner gröhlenden Stimme, während ihm das Gesicht vor Freude fast aus dem Leim ging: „Na, Bauer, wia Oes in der letzten Zeit aus'g'schauen anfangt, ganz grün und gelb und blau! Mir wär' weiter nimmer wohl in Entrer Haut! Muaß es sagen, wia's is! Vielleicht an Kreuzer auf an Tabak?" fügte er grinsend hinzu und zog seinen alten fetten Filzhut. Der Ander warf dem Nagl eine ganze „Biererplatten auf a Packl" Ordinari" in den Hut und beschleunigte seinen Gang. „Wenn's der höllische Lapp schon merkt," sprach er für sich, „muß es mit mir do nimmer richtig sein!"

Er war noch keine dreihundert Schritte gegangen, als ihm der Knecht vom Loosbauern in den Weg kam, der wieder was über das schlechte Aussehen des Ander wußte. Als ihm aber kurz vor der Hütte des Grünhäuslers auch noch der Loisl vom Brunnenwirt mit einem entsetzten: „Jessas, Bauer, Da hats Zeit, daß d' dazuschaust! Sonst kriegen die Würmer bald an Kirchtag an Dir!" den Weg vertrat, war es mit der ganzen Fassung des Ander vorüber. Der kalte Angstschweiß trat ihm aus allen Poren. Er hatte Mühe, sich bis zu der Hütte am Waldrand zu schleppen, und ließ sich ganz erschöpft auf einem Stein vor derselben nieder.

Auf den Loisl, der ein angenommenes Kind vom Brunnenwirt war, hatte der Bauer ohnedies schon seit längerem „a Gall" und dös a damische!"

Der Loisl hatte schon früher immer mit der Vesi, der einzigen Tochter des Polten Ander, herum „gespeanzelt". Seine Abwesenheit im Heubad schien nur dazu beigetragen zu haben, aus der „Gspuft" Ernst zu machen. Als er gestern unvermutet heimkam, waren die Vesi und der Loisl in der halbdunklen Küche beisammen gestanden. Die Vesi hatte einen feuerroten Kopf bekommen, als sie den Vater erblickte, und der Loisl war auch „a bißl derstattert." „Rosenkranz haben dö Zwoa g'wiß mit mitenander betet! Aber da hab' i a no a Wörtl dreing'reden, bis es zu dem kimmt!" Der Bauer wollte in dieser Empörung zornig von seinem steinernen Sitz emporfahren. „Höllsakra," rief er auf einmal erschrocken: „Schon wieder dö Stich' im Kreuz! Dö bringen mi no um!"

Der Loisl war ihm heute vorgekommen wie der reinste Totenvogel. Er hatte eigentlich nichts einzuwenden gegen den Burschen. Der Brunnenwirt würde sich auch nicht haben lumpen lassen, wenn sein Ziehsohn die Vesi als sein Weib hätte heimführen wollen. Es war „wollern a Geldiger" der Brunnenwirt. Deswegen wäre der Loisl aber doch auf den Hof des Ander gezogen, da beim Brunnenwirt noch eine rechte Tochter vorhanden war, die Haus und Geschäft erben mußte. Warum sich der Loisl nicht um die schaute und gerade um seine Vesi, dachte sich der Ander. „Freilich, a bildsauberes Madl is sie, die Vesi. Und dös rothaarige, tschrekete [2]) Dirn vom Brunnenwirt Hans dagegen!" Der Ander schmunzelte immer behaglich und selbstzufrieden, wenn er diesen Vergleich anstellte. Dennoch wollte er von einer Heirat nichts wissen, weil er selbst noch nicht alt zu sein und ins Austragstübl zu ziehen begehrte. Der Bauer war ein „zacher Patron", der auszuhalten beschloß bis zum letzten Augenblick. „Wenn dös a so weiter geht, wird der freilich nimmer lang auf St warten lassen!" seufzte er vor sich hin, als er auf die Türklinke des Grünhäuslers drückte.

Der Grünhäusler, ein altes, gebücktes und eisgraues Männlein, aus dessen runzeligem Gesicht unter buschigen Brauen zwei helle schalkhafte Augen blitzten, saß in seiner niedrigen gelassellten Stube am Tisch und zerstieß irgend ein Pulver in einem steinernen Mörser. Es sah seltsam genug aus in der Behausung. Rings auf dem Tisch, den Bänken, Stühlen, den Fensterbällen, den Gesimsen, auf dem Ofen standen Tiegel mit Salben und „Schmierden", Flaschen mit anderen „Anwendungen". Zum äußersten Ansehen waren in einzelnen Einsiedegläsern etliche Blindschleichen in Spiritus gelegt.

Der Ander erzählte ausführlich sein Leiden, während ihm der Grünhäusler eine Weile schweigend zuhörte. „Weißt, Bauer," sagte er endlich, „mit Dir is's a z'widre G'schicht'. Du hast a Leiden, wia's alle hundert Jahr g'rad a mal vorkimmt. A rar's Leiden dös!"

Ja, wia kimmt denn nachher g'rad i dazua?" schlug der Ander mit der Faust auf'n Tisch.

„Bist stad oder nit!" schrie der Grünhäusler. „Willst denn glei im Moment maustot und fertig und Amen sein! Es is eh a Wunder, daß er Dir nit längst den Kragen umdraht hat bei dei'm ewigen Zorn!"

„Ja, wer denn?" fragte der Bauer kleinlaut und verkreuzigte sich hastig.

„Dös is eben Dei Krankheit!" dämpfte der Grünhäusler seine Stimme, schob sich endlich ganz nahe zu dem Bauer und flüsterte, als ob er ihm ein entsetzliches Geheimnis anzuvertrauen hätte: „Den Lebenswurm hast, der Dir's Leben abfrißt, langsam — aber sicher!"

Der Ander starrte seinen ärztlichen Berater eine Weile wie geistesabwesend an und meinte dann ebenso leise: „Den Lebenswurm — also wirklich den Lebenswurm!" G'hört hab' i schon amal von dem grauslichen Vieh!"

„Nix hast g'hört, oder wenn d' was g'hört hast, g'wiß nit d' Rechte! Du stellst Dir dös Vieh vielleicht vor wie an Bandelwurm!" ereiferte sich der Grünhäusler." Weit g'fehlt! Da hätt i lieber a paar tausend Bandelwürmer im Leib, als an einzigen Lebenswurm!"

„Da werd' i völlig heut' no zum Pfarrer geh'n müssen, daß i mi auf die Generalbeicht' vorbereit'," ächzte der Ander, schwieg eine Weile und schielte dann verstohlen auf den Grünhäusler wie auf einen, der die Macht hat über Leben und Tod. „Ja, wie schaut er denn nachher aus, der Lebenswurm?" fragte er endlich.

„Dös kann i Dir nit so g'nau sagen," erwiderte der Grünhäusler," weil dös Vieh nur alle hundert Jahr' amal vorkommt. Daß er aber in Dir sitzt, dös les i Dir vom G'sicht aber. Mei Großvater selig, der a doktert hat — a g'schenter Mann is's g'wesen — der hat amal ein'n g'seh'n!"

„Was d' nit sagst!" rief der Ander.

„Nur stad sein!" beschwichtigte der Grünhäusler. „An abscheulich's Urviech war's, wie er mir's oft erzählt hat als an klein' Buab'n. Mit a paar Dutzend Krotenköpf', an feurigen Schweif, den's allweil verschluckt hat, Augen wie a Kirchturmuhr so groß und Zungen, wie die höllischen Flammen selber. Und mit dö Zungen leckt's Dir Dein Blut aus die Adern bis auf'n letzten Tropfen. Deswegen hast alleweil a Hib' im ganzen Leib und a Socarn [3]) in der Gurgel. Wenn's dann ganz auf d' Lezt geht, dann friacht Dir der Wurm durch'n Leib aus und drabt Dir jedes Glied extra a paarmal um, daß es grad fracht, und z' allerletzt den Kopf ins G'nack, daß Du beim Abschied von der Welt von hinten auch amal z'sehen kriagst!"

„I bitt' Di, hör' auf!" stöhnte der Ander. „I spür' schon so a Jucken in der kleinen Zehen drunten!"

„Dös is verdächtig," meinte der Grünhäusler und schenkte seinem Patienten ein Glas Enzeler aus einer Flasche, die er vom Fensterdallen geholt hatte, ein. „Dös is verdächtig. Mit dem fangt's meistens an."

„Und meinst, mir is gar nimmer z' helfen?" fragte der Ander niedergeschmettert, nachdem er sich von dem Enzeler vergebens Stärkung erhofft hatte, das leere Glas müde von sich schiebend.

„Ja, für was wär' denn nachher i da," erwiderte der Grünhäusler fast beleidigt, während der Besitzer des Lebenswurms erleichtert aufatmete. „Vor allem andern darfst di nimmer ärgern und aufregen, in gar kein' Zorn mehr g'raten; denn dös is Feuer auf's Dach — da wird dös Vieh ganz wütig! Nachher wollen wir's halt für'm Anfang mit der Sympathie probieren. Dös hat schon manchem g'holfen. I gib Dir a lautere Schmierd mit. Dö reibst Dir alle Tag abends dreimal stehend nacheinander ins G'nack und auf die Fußsohlen — am besten auf beide Sohlen z'gleich — muaßt halt a bißl an Hupfer riskieren — dabei erweckst kräftig Reu' und Leid!"

„I dank' Dir schön! sagte der Ander, indem er die „Schmierd" in die Rocktasche schob und dem Grünhäusler einen blauen Guldenzettel auf den Tisch legte." Dös is wohl z'viel!" meinte der, das Geld trotzdem einschiebend. Dann fuhr er in leisem und geheimnisvollem Tone fort:

„Die Hauptsach' kimmt iatz erst, Bauer! A Mittel gibt's no, daß der Lebenswurm ein für allemal von Dir weicht!" Der Ander horchte auf, während sein Ratgeber fortfuhr: „Schau, daß bald a jung's Leben einzieht auf Dein Hof. Es wär', glaub i, völlig an der Zeit. Wud von der Stund an, wo in der Kammer dei enk a Kind in der Wiag'n schreit — von der Stund an, Bauer, i sag' Dir's und Du kannst mir's glaub'n — von der Stund an —" der Grünhäusler hob die Hand betuernd, „hat dös Vieh koa Bleibens mehr bei Dir. Es fahrt aus durch'n Kamin und geht wieder auf d' Wanderschaft, dis es an andern g'funden hat."

„Meinst wirklich?" fragte der Ander etwas mißtrauisch.

„I mein's nit, i weiß es!" versicherte der Grünhäusler, während er seinen Patienten vor das Haus begleitete. Der Ander verabschiedete sich. „Aber deswegen die Schmierd nit vergessen! Und beide Fußsohlen z'gleich und stehend!" rief ihm der Grünhäusler nach.

Dem Ander war auf dem Heimweg leichter zu Mut, als auf dem Herweg. Ueble die „Schmierd" schon eine magnetische Wirkung auf ihn aus, oder war es, weil er nun für sein Leiden ein allerletztes Heilmittel wußte.

Als er daheim in den Hausgang trat, hätte er bald zu „trutzsakern" angefangen, erinnerte sich aber rechtzeitig noch an den Lebenswurm, der ihm schon ins Genick stieg. Hatte da die Vesi den Loisl um den Hals und wusselte ihn ab, als wenn schon Verspruch und Aufgebot und alles vorüber wäre. Der Ander kannte sich selbst nicht mehr. Statt dreinzufahren wie der „höllische Teuxel", fragte er die beiden mit einer sauersüßen Miene, ob's „g'schmeckt" habe.

Zwei Monate drauf hielten der Loisl und die Vesi Hochzeit. Als ein kräftiger Bua in der Wiege strampelte und schrie, war auch wirklich der Lebenswurm von dem Bauern gewichen. Er ging im Hofe herum, frisch und gesund wie ein Junger. Es wollte ihm garnicht recht einleuchten, daß er schon in den Austrag gehöre. Er brummte dann wohl manchmal für sich: „Mit mit zehn Rösser hätten's mi dazua 'bracht, wenn dös verflixte Vieh mit g'wesen wär!" Aber lazt is's do guat a so!" beruhigte er sich wieder.

Etliche böse Zungen behaupteten zwar, daß gegen den abergläubischen Polten Ander der Grünhäusler, der Loisl, der Knecht vom Loßbauern, der Nagl und sogar die Vesi unter einer Decke gesteckt hätten. Aber die Leute sind „lob'l boshaftig!" Dafür hatten an jenem Tag, da der Polten Ander vom Grünhäusler kam, die beiden Liabslent' das Schnadahüpfl g'sungen:

Zwoa schneeweiße Täubal,
A Mandl, a Weibal,
Müaß'n gearn anand hab'n,
Weil se's Nest z'sammentrag'n!

[1]) soppte.

[2]) schief gewachsen.

[3]) Bittre.

Der Fröbel'sche Kindergarten und seine nationale Bedeutung.

Ein Mahnruf von Seminardirektor **E. Keller** (Frankfurt a. M.).

„Wie, Sie schicken Ihr Kind in den Kindergarten? Können Sie sich denn auf so lange Stunden von Ihrem Liebling trennen, ihn in fremde Hände geben, womöglich gar in die Hände unerfahrener junger Mädchen, die das Kleine mit allerhand Gedächtniskram vollstopfen, statt daß es seine goldene Freiheit genießt? Unser Hausarzt ist ein abgesagter Gegner des ganzen Kindergartenwesens; er nennt es geradezu einen Mißbrauch, eine Mißachtung der Natur; im günstigsten Falle sei es ein Notbehelf für die Kinder der unteren Stände, die sich um die Erziehung ihrer Kinder nicht kümmern können."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19110205022/fragment/page=0002